

# Der Mann aus Nazaret

Was können wir historisch von Jesus wissen?

Jesus hatte eine Vision: „Ich sah den Satan wie einen Blitz aus dem Himmel fallen“ (Lk 10,18). Nach all dem, was Jesus bei seinem Lehrer, Johannes dem Täufer, gelernt hatte, hieß das: Gott hat sich durchgesetzt. Der letzte große Kampf im Himmel hat bereits stattgefunden. Der Satan ist aus dem Himmel geworfen, also besiegt. Die gottfeindlichen Mächte sind endgültig ausgeschaltet. Die Herrschaft Gottes hat sich – im Himmel jedenfalls – durchgesetzt. Und das war das Entscheidende. Dass sie sich auf der Erde durchsetzt, dagegen nur noch eine Frage der Zeit. Die Gottesherrschaft hatte begonnen. Die große Wende war da. Sie war eindeutig entschieden.

## Er war einfacher Herkunft, ...

All das klingt sehr mythologisch. Jesus dachte in den Vorstellungen seiner Zeit. Dass alles und jedes unter einer Herrschaft steht. Wenn nicht unter der Herrschaft Gottes, dann unter der Herrschaft des Teufels. Das besondere Wissen, was die „letzten“ Dinge anging, hatte er sich bei Johannes dem Täufer angeeignet. Mindestens eine Zeit lang war er sein Schüler, hat sich also ihm und seiner Bewegung angeschlossen und dort gelebt, wo Johannes taufte, vermutlich in der Wüstengegend am unteren Jordan, in der Nähe von Jericho.

Er selbst ist in Nazaret aufgewachsen, einem kleinen Dorf in der Nähe von Sepphoris. Sepphoris war bis 17 n. Chr. Hauptstadt Galiläas und liegt auf einem stattlichen Hügel. Von dort aus kann man sozusagen ganz Galiläa überblicken, bis zum Hermon im Norden und aufs Mittelmeer im Westen schauen. Nazaret dagegen ist ein kleines Kaff und liegt in einem Talkessel. Die geologische Formation bot es an, die dort vorkommenden Naturhöhlen als Wohnraum zu nutzen, teils künstlich zu vergrößern und mit einem Vorbau zu versehen. Solche Wohnhöhlen aus der Zeit Jesu lassen sich in Nazaret noch heute besichtigen.

Jesus stammt aus einer Familie, deren Kinder Patriarchennamen tragen: Jakob, Josef, Juda, Simeon (vgl. Mk 6,3). Er selbst wurde nach dem großen Josua, dem Nachfolger des Mose, benannt. Von Beruf war er Steinhandwerker. So wird man die Berufsbezeichnung, die Mk 6,3 nennt, im holzarmen Galiläa am zutreffendsten zu deuten haben. Arbeit gab es sicher zunächst in Sepphoris, ab 17 n. Chr. dann konzentriert in Tiberias, am See von Galiläa, wo Herodes Antipas, der Landesfürst, seine neue Residenz erbauen ließ. Jesus war „auf der Walz“. Das brachte sein Beruf mit sich.

## ... ein Schüler Johannes' des Täufers, ...

Warum er dann mit etwa 30 Jahren bei Johannes hängen blieb, vielleicht anlässlich einer Wallfahrt nach Jerusalem, wissen wir nicht. Was wir wissen ist: dass er sich von ihm „taufen“, besser in den Jordan eintauchen ließ, also seine Umkehrpredigt ernst nahm, ein neues Leben nach der Tora beginnen und „Früchte bringen“ wollte, um so – wie es Johannes in seiner Predigt (vgl. Lk 3,7-9.16f) sagte – den Schrecken des Gerichtes an der nahe bevorstehenden Zeitenwende zu entgehen, wenn Gott seine Herrschermacht in Kraft setzt, alle gottfeindlichen Mächte vernichtet und alle nicht umkehrbereiten Israeliten wie Spreu im Feuer verbrennt. Vermutlich hat Jesus, genauso wie der Täufer, gefastet und sich strenger Askese unterzogen: eine Sühnezeit vor der Zeitenwende.

Mit der Vision vom Satanssturz allerdings, die wohl in diese Zeit fällt (als empirischer Auslöser könnte dahinter die Beobachtung einer Sternschnuppe stehen), hat sich für Jesus alles geändert: Auf Grund des apokalyptischen Basiswissens, das Jesus sich beim Täufer erworben hatte, war der Satanssturz das Zeichen dafür, dass die Zeitenwende bereits eingesetzt hatte, ja positiv entschieden war für alle, die sich der Herrschaft Gottes unterstellen, d.h. nach seinem Willen leben wollten. Diese Vision hat seine Haltung, seine Einstellung, sein Leben von Grund auf verändert. Beim Täufer gab es für ihn nichts mehr zu lernen. Die Zeit war reif. Jesus ging weg. Zurück nach Galiläa – aber anders, als er gekommen war.

## ... hatte Urvertrauen, ...

Unter Verzicht auf mythologische Sprache würden wir heute vielleicht sagen: Jesus hatte Urvertrauen gewonnen. Inhaltlich ist dieses Urvertrauen mit den Endzeithoffnungen verknüpft, wie sie populäre Passagen der Schriften Israels in bunten Farben schildern: Gott sammelt sein Volk, er führt die Zerstreuten heim, die am Rand der Gesellschaft oder in der Fremde leben, alles, „was hinkt und versprengt ist“ (vgl. Mi 4,6f; Jes 11,12). Und Gott lädt ein zu seinem großen Fest, bei dem die „feinsten Speisen“ und „erlesene Weine“ serviert werden (vgl. Jes 25,6). Mit dem Vertrauen in den endgültigen Sieg Gottes war für Jesus das entscheidende Vorzeichen dafür gesetzt, dass jetzt beginnen musste, was die Schriften Israels für die Zeitenwende verheißten.

Von dieser Überzeugung ist Jesus derart erfüllt, dass er seinen Beruf an den Nagel hängt. Allerdings nicht das Wanderdasein. Er zieht, wie gewohnt, durch Galiläa. Bevorzugt hält er sich in den Dörfern und kleinen Städten am See Gennesaret auf. Wir hören von Kafarnaum, Chorazin und Betsaida. Und er verhält sich wie einer, der bereits in der Gottesherrschaft lebt: Er lässt sich einladen, feiert Feste. Gerade mit denen am Rande. Sie sind seine bevorzugten Tischgenossen (vgl. Mk 2,15-17). In diesem Sinn „vollstreckt“ Jesus die Gottesherrschaft. Vielleicht standen dabei die Worte gar nicht

so sehr im Vordergrund. Vielmehr war das veränderte Verhalten wahrnehmbar, das die Gegenwart mit optimistischen Augen anschaute und eine Sicherheit ausstrahlte, die darin begründet war, dass sich Jesus in dem Herrschaftsraum wusste, den Gott für ein menschenwürdiges Leben eröffnet und garantiert.

Zusätzlich, sozusagen zur Bestätigung seiner Überzeugung, macht Jesus offensichtlich handgreifliche Erfahrungen, die ihm und anderen zeigen, dass Gottes Herrschaft tatsächlich ausgreift und im wahrsten Sinne des Wortes an Platz gewinnt: In seiner Nähe fühlen sich Besessene von Dämonen befreit. Mit den Augen des Volksglaubens gesehen,



**In Nazaret wurden Wohngebäude ausgegraben, die teilweise bis in die Zeit Jesu zurückgehen.**

**Unten:  
Hier am Jordan wird traditionell die Taufe Jesu lokalisiert.**

sind die Dämonen die eigentlichen Verursacher von Krankheiten. Können sie „ausgetrieben“ werden bzw. „fahren sie aus“, wird der Mensch gesund. Mit den Augen der apokalyptischen Theologie, die Jesus beim Täufer gelernt hat, gesehen, bedeutet der Vorgang jedoch mehr, ist er Erweis für ein kosmisches Geschehen: Die gottfeindlichen Widersacher auf Erden müssen weichen, weil sie ihren Rückhalt im Himmel verloren haben. Die weichen Dämonen sind für Jesus handgreifliches Zeugnis dafür, dass der Herrschaftsbereich Gottes sich unaufhaltsam ausbreitet (vgl. Lk 11,20).

**... zog Menschen in seinen Bann, ...**

Manche der Geheilten blieben bei ihm: Maria von Magdala war eine von ihnen (vgl. Lk 8,2). Manche schlossen sich ihm an, weil sie einfach fasziniert waren von seiner Weltsicht und Lebenseinstellung. Wenn sie Dorf und Clan hinter sich ließen, spielte vielleicht auch mit, dass sie unter den schwierigen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen in Galiläa für sich ohnehin keine allzu großen Zukunftschancen sahen. In der Nähe Jesu hofften sie auf einen Neuaufbruch.

Allerdings sind uns in den Evangelien alte Textelemente überliefert, die im Blick auf derlei weitreichende Entschlüsse einen sehr harschen Ton anschlagen und eher zur Vorsicht raten: Überleg es dir genau, wenn du, momentan begeistert von meiner Vision und meinem Lebensstil, deine eigene Vergangenheit aufs Spiel setzt und mit mir ziehen willst. Einer, der einen Turm bauen will, setzt sich doch auch erst hin und überschlägt ganz genau, ob seine Mittel wirklich zur Fertigstellung reichen,

damit er nicht auf halbem Weg aufhören muss und von allen verspottet und verlacht wird (vgl. Lk 14,28-30). Oder noch schärfer, ohne Bild und im Klartext: „Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert. Wer Sohn und Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert“ (Mt 10,37). Im Blick auf die antiken Sozialstrukturen steht dahinter die nüchterne Einsicht: Wer einmal das Dorf verlassen, die Pietätspflicht gegenüber den eigenen Eltern aufgegeben hat, kann nicht ohne weiteres wieder zurückkehren. Das ist ein Schritt für immer. Unumkehrbar. Wer aus dem religiösgesellschaftlich etablierten sozialen Versorgungsrahmen ausbricht, fällt selbst heraus. Er macht sich damit selbst zum „Outcast“, zu einem Ausgestoßenen.

Vielleicht lässt sich noch ein Schritt weitergehen: Angesprochen werden von Jesus offensichtlich Verheiratete: Wie der Spruch aus Mt 10,37 zeigt, haben sie bereits Kinder. Sie stehen also in der „mittleren“ Generation. Wenn sie mit Jesus ziehen und ihr Haus hinter sich lassen, verletzen sie nicht nur die Pietätspflicht gegenüber ihren (alten) Eltern, die sie begraben müssten, sondern auch ihre Elternpflicht gegenüber ihren Kindern, für deren Ausbildung und Verheiratung sie eigentlich Sorge



tragen müssten. Nachdem in der ältesten Form des Spruchs gerade der Ehepartner, speziell die Frau, nicht erwähnt wird (vgl. dagegen Lk 14,26), könnte Jesus sogar Ehepaare im Blick haben. Den Partner bzw. die Partnerin neben sich zu wissen, erleichtert sicher den Aufbruch in eine ungewisse Zukunft, denn zwei sind bekanntlich besser als einer (vgl. Koh 4,9), aber das Loch im sozialen Versorgungsnetz, das in die zurückgelassenen Häuser gerissen wird, wird damit noch größer.

Trotzdem scheinen mehr als erwartet ihr Haus und ihren Clan aufgegeben und ihre alte Heimat hinter sich gelassen zu haben. Offensichtlich so viele, dass Jesus aus ihnen 12 Männer auswählen und diese Gruppe symbolisch mit den 12 Stämmen Israels in Verbindung bringen konnte. In diesen zwölf Männern, deren Namen uns in den Listen der Evangelien ziemlich übereinstimmend überliefert sind (vgl. Mk 3,16-19; Mt 10,2-4; Lk 6,14-16), sah Jesus sozusagen die zwölf Stämme Israels bereits „versammelt“, vertreten durch 12 Stammväter, die natürlich verheiratet sein und Kinder haben mussten, sonst hätten sie nicht als Realsymbol für das Zwölfstämmevolk fungieren können. Erneut hatte sich ein Zug der sich auf Erden ausweitenden Gottesherrschaft zu realisieren begonnen: Gott sam-

**In unmittelbarer Nähe Nazarets befand sich die Hauptstadt Galiläas, Sepphoris. Im NT wird diese Stadt, die 17 n.Chr. ihren Rang an Tiberias abtreten musste, nicht einmal erwähnt. Seit einiger Zeit haben Ausgrabungen eine prächtige Stadt mit breiter Hauptstraße (Cardo) und einem großen Theater freigelegt.**

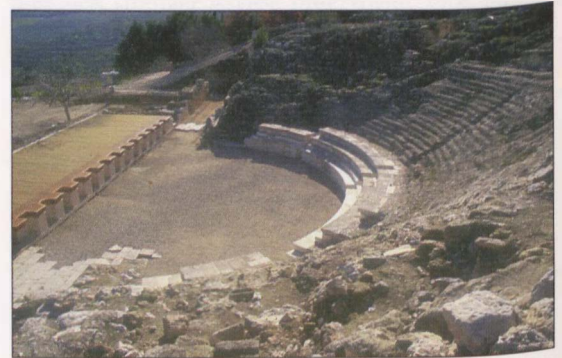


melte sein Volk tatsächlich. Die 12 Repräsentanten des endzeitlich von Gott gesammelten Israel waren schon da. Zu zweit schickte Jesus sie in die Häuser und Dörfer Galiläas, damit sie diese Überzeugung von der bereits in Gang gesetzten Zeitenwende unter die Leute trugen und auch andere an dieser neuen Lebensgewissheit partizipieren ließen (vgl. Mk 6,7-13; Lk 10,2-11).

Aber das ist nur die eine Seite.

### **... wirkte anziehend und unheimlich zugleich, ...**

Jesus wirkte anziehend und unheimlich zugleich. Sein Umgang mit den Besessenen, also mit Kran-



ken, aus denen in seiner Nähe Dämonen „ausfahren“, trug ihm den Vorwurf ein, er stecke mit dem Teufel unter einer Decke. Er treibe mit Beelzebul die Dämonen aus, also mit dem Oberteufel die kleinen Teufel (vgl. Mk 3,22; Lk 11,15).

In den Augen der galiläischen Bevölkerung musste Jesus als Landstreicher erscheinen. Er hatte sich aus der Verantwortung gestohlen, die er seinen Eltern schuldete. Er ging keiner geregelten Tätigkeit nach. Ausdruck verschaffte sich der Unmut gegen Jesus in dem Vorwurf: „Siehe, ein Fresser und Säufer!“, der in Lk 7,34 wohl im Originalton erhalten ist. Wird diese Schelte auf dem Hintergrund der weisheitlichen Ratschläge gehört, die genau davor warnen, „unter den Säufern“ zu sein und denen, „die Fleisch verprassen“ (vgl. Spr 23,19-21), dann wird der Wanderprediger Jesus von der galiläischen Bevölkerung in die Kategorie derer eingeordnet, die die Ratschläge der Alten in den Wind schlagen, das Gemeinwohl durch ihr Verhalten aufs Spiel setzen, sich letztlich selbst ruinieren und dann doch wieder den Kommunen zur Last fallen.

Außerdem hatte Jesus – wiederum mit den Augen der galiläischen Bevölkerung gesehen – die falschen Freunde. Auch das hat ihm eine Schelte eingetragen: „Ein Freund von Zöllnern und Sündern!“ In Kombination mit dem erstgenannten Vorwurf vom „Fresser und Säufer“ überliefert, dürfen wir daraus schließen, dass sich die „Freundschaft“ mit den Zöllnern wohl vor allem an deren reich gedeckten Tischen abgespielt hat. Jesus (und seine Leute) hatten die falschen Kumpane! Denn „Zöllner“, wir sollten zutreffender von „Abgabenpächtern“ spre-

chen, waren den Galiläern ein Dorn im Auge. Sie trieben die indirekten, d.h. über Pacht vergebenen Steuern ein, also z.B. die Marktsteuer, die Salzsteuer, die Brückensteuer usw. Über die Kopf- und Bodensteuer hinaus, die von den Römern direkt, also durch von ihnen beauftragte Beamte erhoben wurden, alles zusätzliche finanzielle Belastungen gerade für die Bauern und Fischer Galiläas. Obwohl die Abgabepächter von Geburt her Juden waren, arbeiteten sie letztlich den Römern in die Hände. Denn die galiläischen Landesfürsten, mit denen sie die Pachtbeträge für ihr jeweiliges Steuerressort aushandeln mussten, waren selbst Handlanger der Römer: von ihnen eingesetzt und von ihnen abhängig. Verriet Jesus, wenn er sich solche Kumpane wählte und seine Tischgenossenschaft mit ihnen offen zur Schau stellte (vgl. Mk 2,15-17), nicht die Sache seines eigenen Volkes?

Auch in den eigenen Reihen, also unter den Leuten, die mit ihm zogen, scheinen Fragen aufgebrochen zu sein. Die besonders bohrende Frage war hier: Breitet sich die Gottesherrschaft wirklich so unaufhaltsam aus, wie das Jesus proklamiert? Oder bleibt, von den wenigen gelungenen Dämonenaustreibungen einmal abgesehen, doch alles beim Alten?

Eine Latte von Anfragen, denen sich Jesus zu stellen hatte. Er tat es.

### **... verstand es, überzeugende Vergleiche zu finden, ...**

Jesus hatte eine ungeheure Gabe, zur Beleuchtung der an ihn gestellten Anfragen Analogien aus dem Lebensumfeld seiner Hörer und Hörerinnen zu finden, die unmittelbar einsichtig waren und deshalb überzeugend wirken mussten. In den Sprichwörtern und Gleichnissen, wie sie uns in den Evangelien überliefert werden, dürfte noch am ehesten die authentische Stimme Jesu zu hören sein. Scheinbar banale, eben selbstverständliche Sachverhalte aus Natur, Tierreich und Alltagsleben kommen hier zur Sprache. Aber die spezifischen Aspekte, die angesprochen werden, sind mit Bedacht ausgewählt. Sie sollen auf die vorliegende Streitfrage neues Licht werfen. Insofern setzt Jesus seine Sprichwörter und Gleichnisse als Überzeugungsstrategien ein. Sie bauen nicht auf Autorität, sondern auf Plausibilität. Sie legen nicht Argumentationsgänge vor, sondern alternative Interpretationsmuster, eben die Analogien aus dem Alltagsleben. Und es liegt an den Hörerinnen und Hörern selber, die entsprechenden Schlüsse zu ziehen – und daraufhin ihr Urteil zu revidieren.

„Jedes Reich, das gegen sich selbst gespalten ist, verödet, und jedes Haus, das gegen sich selbst gespalten ist, wird nicht bestehen bleiben“ (Mt 12,25). Völlig klar. Wird jedoch der Vorwurf, Jesu treibe mit Hilfe Beelzebuls die Dämonen aus, auf dieser Folie gehört, erscheint die Anklage geradezu absurd. Wenn Jesus sozusagen subversiv gegen

seine eigene Hausmacht kämpfen sollte, wie der Vorwurf behauptet, dann müsste über kurz oder lang das Teufelsreich auseinander fallen. Wäre ein solches Verhalten nicht widersinnig und letztlich kontraproduktiv?

Oder: „Können Hochzeitsgäste fasten?“ (Mk 2,19). Natürlich nicht!, wird ein jeder Verständige sagen. Sie feiern selbstverständlich mit. Sie sind doch keine Spielverderber! Völlig klar! Wird jedoch der Vorwurf vom Fresser und Weinsäufer auf dem Hintergrund dieser Alltagserfahrung gehört, erscheint Jesu Verhalten in einem neuen Licht: Jesus verhält sich wie ein Hochzeitsgast, eben wie ein Gast beim großen Mahl der Endzeit, die in den Schriften Israels gerne mit einer Hochzeit zwischen Jahwe und seinem Volk verglichen wird (vgl. Jes 62,5). Jesu Verhalten ist den Umständen angemessen!

Besondere Mühe hatte Jesus, seinen Kontakt zu den Abgabepächtern zu rechtfertigen. Mit den Gleichnissen vom Schaf und der Drachme (vgl. Lk 15,2-10) rührt Jesus an das Ehrgefühl eines jeden guten Hirten, der ein Schaf, das sich verirrt hat, suchen wird, selbst wenn er alle anderen unbeaufsichtigt zurücklassen muss, genauso wie eine tüchtige Hausfrau nicht eher aufhört, nach einer einzigen verlorenen Drachme zu suchen, bis sie sie gefunden hat. Und werden sie nicht Freunde und Nachbarinnen zusammenschließen, um sich gemeinsam mit ihnen über ihren „Fund“ zu freuen? Wenn Gott sein Volk sammelt und gerade nach den Verirrten und Verlorenen sucht, bis er sie findet, soll man sich da nicht mitfreuen und mitfeiern?

Was speziell die Frage nach der Gottesherrschaft anging, an deren Wachsen und endgültiger Durchsetzung vielleicht sogar unter seinen eigenen Leuten Zweifel angemeldet wurden, hatte Jesus zwei Paradebeispiele aufzubieten, wie bei den Gleichnissen vom Schaf und der Drachme eines aus der Welt der Männer und eines aus der Welt der Frauen: die Analogie vom Senfkorn, einem in der Antike gefürchteten Unkraut, das – ist es nur einmal ausgesät – sich so vermehrt, dass es nicht mehr auszurotten ist und am Ende alles überwuchert und überragt (vgl. Lk 13,18f). Genauso wie nur eine winzige Menge von Sauerteig genügt, eine riesige Menge von Mehl zu durchsäuern – ist der Sauerteig nur erst einmal im Mehl „verborgen“ (vgl. Lk 13,20f). Oder etwas differenzierter dargestellt, vielleicht im Blick auf die nicht besonders florierende „Missionsarbeit“ der Jünger: Drei Viertel der ausgesäten Saat werden von den Vögeln aufgepickt, von der Sonne versengt oder von den Dornen erstickt. Aber das letzte Viertel der Saat bringt traumhafte Frucht: 30-, 60-, ja 100fach (vgl. Mk 4,3-8). Angesichts des normalerweise zu erwartenden 4-8fachen Erntetrags ein geradezu utopisches Hoffnungsbild (vgl. Gen 26,12), das den (ehemaligen) Bauern in Galiläa die Herzen erwärmen musste.

Unser Autor  
Dr. Martin Ebner  
ist Professor für Exegese  
des Neuen Testaments an  
der Katholisch-theologischen  
Fakultät der Westfälischen  
Wilhelms-Universität  
Münster.

### ... war kein Aufrührer ...

Die eigentlichen Feinde, die der Gottesherrschaft auf Erden noch im Wege standen, waren für Jesus eindeutig die Dämonen, nicht die Römer. Im Blick auf ein spezifisch politisches Engagement oder gar römerfeindliche Opposition ist bei ihm wenig zu gewinnen. Im Gegenteil. Seinen Leuten rät er: Sollten sie auf ihren Wanderungen einem römischen Soldaten begegnen, der sie zum Gepäcktragedienst missbrauchen will (vgl. Mt 5,41), dann auf keinen Fall Widerstand leisten! Eher den Soldaten – geradezu im Sinn einer paradoxen Intervention – verblüffen: gleich die doppelte Strecke mitgehen. Genauso wie sie jüdischen Banditen, werden sie von solchen überfallen, auch noch das Untergewand lassen sollen, wenn jene nach dem Reisemantel greifen (vgl. Lk 6,29).

Auf den heiklen Punkt der Steuern angesprochen („Ist es erlaubt, dem Kaiser Steuern zu bezahlen oder nicht?“), zieht Jesus sich klug aus der Schlinge: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ (vgl. Mk 12,13-17). Wer die Münzen des Kaisers in der Tasche trägt, soll ihm auch den Tribut entrichten. Jesus vermeidet gerade das, was ihn politisch hätte verdächtig machen können: die Anstiftung zur Verweigerung der Kaisersteuer, eine typische Option der politischen Aufrührer in Palästina, seitdem die römischen Kaiser in Israel Steuern erheben (ab 6 v. Chr.). Genauso wenig allerdings lässt sich Jesus auf die Seite der Aristokratie schlagen, die selbstverständlich für die ordnungsgemäße Abführung der Steuern eintritt und sogar noch organisieren hilft.

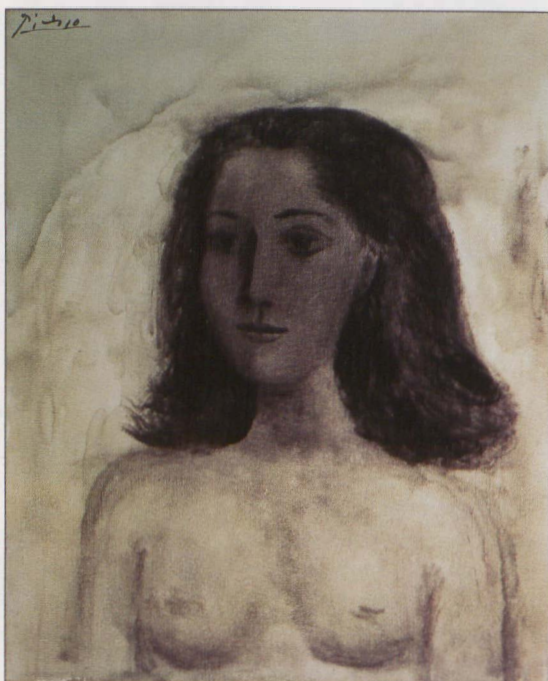
### ... und wurde doch als Aufrührer hingerichtet, ...

Warum wird Jesus dann am Kreuz hingerichtet – wie ein Aufrührer im römischen Reich, ordnungsgemäß verurteilt von einem römischen Gericht, die

Exekution durchgeführt von römischen Soldaten? Beginnen wir von außen: Nicht zu bezweifeln ist ein Spruch Jesu gegen den Tempel: eine Prophetie, die den Untergang des Tempels voraussagte (vgl. Mk 14,58). Wir wissen aus Jer 26, dass eine Prophetie gegen den Tempel von jüdischer Seite aus als Blasphemie mit der Todesstrafe bedroht ist. Zur Zeit Jesu aber hatte die jüdische Aristokratie das Exekutionsrecht verloren. Allein der jeweilige Statthalter durfte Todesurteile aussprechen und durchführen lassen. Aller Wahrscheinlichkeit nach gab es aber juristisch präzise festgelegte Fälle, in denen Juden und Römer auf höchster Ebene der Gerichte kommunizierten. Betroffen war der sensibelste Punkt, an dem jüdische Aristokratie und römische Machthaber sozusagen Rücken an Rücken standen und ihre diffizil abgestimmte „Zusammenarbeit“ auch nach außen hin am deutlichsten sichtbar wurde: der Tempel. Offensichtlich war der Instanzenzug präzise geregelt: Fälle, die Angelegenheiten des Tempels betrafen und von der jüdischen Kammer zur Todesstrafe anstanden, wurden an den römischen Statthalter weitergeleitet. Der untersuchte den Fall nach römischem Recht und fällte ein eigenes Urteil, das natürlich das letzte Wort hatte.

Der Anklagepunkt gegen Jesus lautete offensichtlich: „König der Juden“ (vgl. Mk 15,2). Genauso, nämlich „König“, ließen sich die „Bandenführer“, also die Chefs der aufrührerischen Gruppen, zu dieser Zeit titulieren. Von römischer Seite aus war die Tatsache einer Gruppe um Jesus wohl der entscheidende Grund, in ihm einen gefährlichen Aufrührer zu sehen und ihn kreuzigen zu lassen – bezeichnenderweise zwischen zwei weiteren Aufrührern, in der Terminologie der Zeit „Räuber“ genannt (vgl. Mk 15,27). Seiner „Bande“ habhaft zu werden, ist nicht gelungen. Die schnelle Flucht hat sie gerettet (vgl. Mk 14,50).

**Warum fingen Maler im Surrealismus an, Menschen nicht mehr realistisch abbilden zu wollen? Ist darin nicht auch die Erfahrung verborgen, dass das Bild von einem Menschen, je länger man ihn kennt und je näher man ihm kommt, immer vielschichtiger wird und sich somit einer vermeintlich objektiven Darstellung zunehmend entzieht? (Drei Bildnisse Picassos von seiner Freundin Dora Maar).**



### ... weil er konsequent war.

Jesus war konsequent. In der Gottesherrschaft braucht es keine Sühneleistungen mehr, wie sie im Tempel durch die täglichen Opfer vollzogen werden. In der Endzeit werden die Sünden von Gott unmittelbar vergeben, ohne Zwischeninstanzen (z.B. Jes 33,24). Das ist eine der Doktrinen des traditionellen Glaubens, der mit der endgültigen Aufrichtung der Gottesherrschaft verbunden ist. Für Jesus, nach dessen Überzeugung die volle Durchsetzung der Gottesherrschaft nicht mehr aufzuhalten war, hatte der Tempel keine Funktion mehr, er war überholt. Sein Untergang war eine Frage der Zeit. Dieser theologische Hintergrund für Jesu Unheilsprophetie gegen den Tempel war für die jüdische Aristokratie nicht nachvollziehbar. Sie sah darin nichts anderes als einen gefährlichen Unsicherheitsfaktor im ohnehin anfälligen Machtgefüge zwischen Rom und Tempelaristokratie.

Im Zusammenhang des letzten Mahles, das Jesus mit seinen Freunden in der Nacht vor seinem Tod feierte, ist uns ein Wort überliefert, in dem er vermutlich sein böses Ende ahnt: „Ich werde vom Gewächs des Weinstocks nicht mehr trinken, bis ich davon trinken werde im Reich Gottes“ (Mk 14,25). Ob gemeint ist, dass das Reich Gottes in Vollgestalt, also mit der Zerstörung des Tempels, unmittelbar anbrechen wird, sozusagen bis zur nächsten Mahlzeit, oder vielmehr, dass Jesus über seinen eigenen Tod hinaus hofft, mit seinen Freunden Mahl wieder halten zu können, sobald Gott seine endgültige Herrschaft auf Erden sichtbar gemacht hat, ist schwer zu sagen. Auf jeden Fall spricht aus diesem letzten Wort Jesu die Überzeugung, mit der seine „Mission“ begonnen hatte: Gott ist treu. Seine Herrschaft lässt sich nicht aufhalten. Er lässt keinen draußen stehen.

*Martin Ebner*

